

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 111 (1985)
Heft: 20

Rubrik: Von Haus zu Haus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ja, aber ...

Wollen sich Frauen überhaupt entwickeln? Wenn nein: Warum nicht? Diese auf das Berufsleben bezogenen Fragen sind in den letzten Nebi-Nummern aufgetaucht. Männer stellten Karriere-Unlust bei Kolleginnen fest,

Von Ilse Frank

während feministisch Engagierte betonten, ihre Schwestern wollten den Weg an die Spitze sehr wohl einschlagen, fänden ihn jedoch mit Steinen jeder Grösse gepflastert. Um die Diskussion nicht durch trockene Theorien zu veröden, will ich ein paar Vorkommnisse schildern, die zeigen sollen, was einer Stauffacherin blüht, die es wagt, den Herren der Schöpfung irgendein noch so geringes Pöstchen streitig zu machen.

Der geneigte Leser erinnert sich an Paula – jene Journalistin, die vom Artikeldichten genug hatte und Tische zu zimmern beghrte. Hier seien Episoden aus ihren professionellen Anfangszeiten erzählt:

Paula hatte sich durch die Handelsschule gequält und noch während dieser Ausbildung gespürt, dass sie das Dasein als Tippmamsell mitnichten lockte. Ergo setzte sie alles daran, ihren Traum vom Journalismus Wirklichkeit werden zu lassen. Das war schwieriger, als Paula geahnt hatte.

Zuerst diente die Stenodaktylo ächzend und stöhnend einem Verlag, übte sich in Büroarbeit und tröstete sich, wann immer sie am Verzweifeln war, mit den praktischen Kenntnissen, die sie bestimmt weiterbringen würden.

An ihrer zweiten Stelle betreute sie eine Abteilung für Fachliteratur, trauerte aber dauernd den Schreibversuchen nach, die zu unternehmen man ihr zu Beginn der Laufbahn hin und wieder gestattet hatte. Die Strebsame rief pausenlos, sie müsse dringend texten, fragte jedermann nach einer Möglichkeit, bis sie endlich die Vakanz in einer Zeitungsredaktion entdeckte. Gesucht werde eine Sekretärin, betonte der Firmendirektor, doch der Posten sei, was Paula aus ihm mache. Die Ehrgeizige lachte sich ins

Fäustchen und murmelte: «Du wirst dich wundern!»

Ehe zehn Monate verstrichen waren, hatte Paula die Aufgaben einer redaktionellen Mitarbeiterin übernommen. Vom entsprechenden Status war sie weit entfernt. Sie galt noch immer als Büroangestellte und übte die neuen Tätigkeiten zusätzlich aus. Zum Beispiel:

Wenn sie Fernschreiberdienst hatte, kroch sie um vier Uhr aus den Federn, begann das Tagewerk um fünf, plagte sich bis zehn. Es folgte die redaktionelle Ruhe vor dem Sturm. Diese Phase benützten Paulas Kumpagne, um die Knochen zu strecken, Konkurrenzblätter zu lesen, Nahrung aufzunehmen, sich ringsum zu erholen. Anders die Dame mit dem Doppeljob: Sie erledigte, was in der Administration anfiel, schuftete bis zwölf, halb eins – und raste dann gleich wieder als Nachrichtenredaktorin durch die Räume. Dieses Spiel trieb sie über ein Jahr lang.

Als sie immer dünner und weißer wurde, dämmerte es selbst dem Chef, Paula sei zu entlasten. Schweren Herzens nahm er sie als Vollmitglied in die Journalistengilde auf, so dass sie den Bürokrat einer anderen Leuchte überlassen durfte.

Die Frühlingssonnen gingen auf, die Herbstwinde bliesen. Paula sammelte Routine, und eines schönen Tages sagte sie ihren Lehrmeistern adieu. Sie zog in eine grössere Stadt, zu einem grösseren Journal, um etwas zu bieten, jemand zu sein.

An der Tatsache, dass sie Redaktorin war, gab es nach Paulas Ansicht nichts zu deuteln. Doch da hatte sie die Rechnung ohne den falschen Stolz gewisser Adamssöhne gemacht. Als sie zum erstenmal in den Betrieb hinabstieg, um mit dem Fachmann eine Seite zusammenzustellen, erlebte sie ihr blaues beziehungsweise bleigraues Wunder. Der Diensthabende sah sie, verzog den Mund – und ging auf Kollisionskurs. Paula handelte, wie sie es gewohnt war, schlug dieses vor, wünschte jenes, stimmte zu oder kritisierte. Die letzte Verantwortung hatte nämlich sie. Das wusste ihr Partner genau, wollte sich indes nicht damit abfinden. Als man sich in einem Punkt nicht einigen konnte, packte den Metteur kalte Wut. Geifernd rief er: «Holt mir den Boss, mit dieser Kuh umbreche ich nicht!»

Die Kuh trottete von hinten –

und kehrte erst zwanzig Stunden später an die Stätte ihrer Demütigung zurück. Von da an dauerte es noch Wochen, bis die Männer nicht mehr kopf standen, wenn Paula ihre Anweisungen gab.

Nach den Anfangsschwierigkeiten werkeln Paula herrlich und in Freuden. Sie blühte auf, entfaltete ihre Talente, wurde gefordert und gefördert. Der Tod des von ihr heissgeliebten Presseorgans setzte Paulas Wohlergehen ein jähes Ende.

Etliche Versuche Paulas, im Journalismus wieder Fuss zu fassen, scheiterten. Schliesslich aber gelangte sie auf die Redaktion eines Magazins. Dort wollte man sie lediglich als Sekretärin einsetzen. Paula musste sich dies gefallen lassen, fegte allerdings bald

auch in Sachen Manuskriptbereinigung tiefe Schubladen blank. Die Lage entwickelte sich wie einst: Weil Paula Ambitionen hatte, tat sie das eine und liess das andere nicht; sie erfüllte erneut eine Doppelfunktion. Erst kurz vor dem Zusammenbruch wurde sie entlastet. Nun erledigt ein Mann das, was die Frau früher tat. Jedenfalls einen Teil davon, genau: zwei Drittel. – Und klagt über Dauerstress. Paula macht sich dazu ihre Gedanken. Sie zu äussern, liegt ihr fast fern.

Ob sich Frauen überhaupt entwickeln wollen? Ja, aber ... Was sie dazu brauchen, sind die neun Leben der Katze, die Geduld zweier Lämmer und die Kraft von fünf Bären.



Der Ausflug des Heimchens

Das Heimchen arbeitete und sang viele Jahre zufrieden in seinem Heim, freute sich über gute und ärgerte sich über schlechte oder traurige Begebenheiten. Eines Tages aber beschlich ein sehnüchsiges Gefühl das Herz des Heimchens. Eigentlich wollte es ganz gerne einmal wissen, wie es draussen, ausserhalb seiner kleinen Welt, zu und her ging. Zaghafte streckte es seine Fühler aus und sog den frischen Wind ein, der durchs Fenster drang ... und schwupp, schon trug ein Windstoss das Heimchen nach draussen. Sein Herz klopfte zum

Zerspringen, es erschrak gewaltig, als es sah, dass draussen, vor seinem Haus, ein Teich mit dunklem Wasser lag. Sollte es hinunterspringen?

Das Heimchen war noch nie ein Held gewesen, und Sprünge ins kalte Wasser lagen ihm gar nicht. Schliesslich fasste es sich ein Herz und sprang ... Siehe da, es konnte sogar schwimmen! Nach einer Weile unruhigen Gezappels entdeckte es, dass es mit gleichmässigem Strampeln bald ans andere Ufer kam, wo es sich an der Sonne trocknete.

Wie hatte das Bad erfrischt! Wie freute sich das Heimchen ob der Sonne, des Himmels, der neuen Umgebung! Als es Abend wurde, strampelte das Heimchen tapfer wieder über den Teich, zurück zu seinem Haus. Von diesem

Tag an wagte es sich regelmässig aus seinem sicheren Heim ins Freie. Dabei spürte es, wie seine Beinchen mit jedem Tag stärker wurden, beim Strampeln über den Teich ...

Den Sprung ins Wasser (beziehungsweise ins Berufsleben) habe ich hinter mir. Ob ich wohl noch besser schwimmen lerne? Ich hoffe es ...

Lisbeth Vontobel

Lebensqualität

Liebe Nachbarin

Sie waren die zehnte! Eigentlich hätten Sie den Jackpot verdient, da ich aber nicht weiss, wie ich Ihnen zukommen lassen soll, versuche ich es auf «diesem heute nicht mehr ungewöhnlichen Weg» ...

Vorgeschichte: Bei unserer Heirat haben mein Mann und ich eine Entscheidung gefällt zugunsten eines gepflegten Haushaltes – inklusive genügend Zeit für Gastlichkeit, Hobbies und nicht zuletzt: für einander. Also gegen meine weitere Berufstätigkeit. Dies funktioniert in unserem Fall vom finanziellen Gesichtspunkt her, weil wir aus Überzeugung kein Auto haben (richtig berechnet ein Riesenposten in jedem Budget) und in Sachen Kleider seit Jahren konservativ sind, das heisst bedeutend billiger fahren als Leute, die alljährlich zweimal dem Modediktat gehorchen. Mein Kurzhaarschnitt, den ich aus Bequemlichkeit trage, belässt das Portemonnaie nicht mehr als derjenige meines Mannes. Also: Es besteht keine wirtschaftliche Notwendigkeit für Doppelverdienst. Dazu kommt, dass wir auch über Geld sehr gut reden können; es gibt bei der Verteilung von Haushalts- und Taschengeld keine Spannungen.

So sicher wie irgendwann die ersten Sonnenstrahlen auf heizungsgeschwärzte, rauch- und strassenstaubverschmutzte Fenster treffen, so sicher bin ich die erste in unserem Block, die «es packt». Naturgemäß kommen Rolläden und Fenster zuerst dran, inklusive Radiatoren. Erstens haben wir gelernt, von oben nach unten zu putzen (unter anderem in der «Rüebli-RS»), zweitens mache ich das am wenigsten gern. Drittens lässt sich diese Arbeit nicht ohne Spritzer erledigen, und so ist das geschilderte Vorgehen logisch. Unmöglich, dass jemand meinen Start der Frühjahrsputzrei verpassen könnte.

Und offenbar auch unmöglich, kommentarlos darüber hinwegzusehen. Denn, wie gesagt, Sie waren die zehnte.

Muss es wirklich immer der gleiche Spruch sein? «Sie könnten (allenfalls: «Du kannst») danach bei mir gleich weitermachen ...» Ich weiss, Sie halten das für witzig. Ich nicht. Dazu ist es mir zu abgedroschen, zu nichtssagend. Natürlich fühlte ich, dass ein ganz kleiner Hauch Neid dahintersteckt – in den meisten Fällen. Er sei Ihnen nicht missgönnt, aber behalten Sie ihn nächstes Jahr für sich, bitte! Sonst müsste ich allwöchentlich Ihr gepflegtes Hair-Styling mit: «Das muss ja rentieren», Ihren neuen Rock mit: «Schon wieder ein neues Kleidchen?» kommentieren. Ob Sie das gerne hätten?

Unsere Entscheidung ist anders ausgefallen als die Ihrige. Wir haben nicht das Gefühl, auf etwas Wichtiges verzichten zu müssen, und eine kurze Zeit des Wiedereinstiegs ins Berufsleben mit all seinen Nachteilen (neben dem Schönen, natürlich) hat uns gezeigt, dass wir vor zehn Jahren richtig «gewählt» haben. Dass auch Sie nicht aus wirtschaftlichen Gründen arbeiten müssen, wissen wir. Sollten Sie vielleicht Ihre Entscheidung, zu arbeiten, die Doppelbelastung auf sich zu nehmen, einmal überdenken? Sich fragen, ob Ihre Tätigkeit als Vollhausfrau nicht ebenso wichtig und befriedigend sein könnte wie Ihre berufliche? Auch ohne eigentliche Lohnbüte, abhängig vom guten Willen Ihres Gatten und seiner Auffassung von «Lebensqualität»?

Vielelleicht sollte ich Ihnen das direkt sagen. Zu mehr als einem freundlichen Gruss im Treppenhaus haben wir es aber nie gebracht: Ihnen fehlte die Zeit. Leider.

Susi Hitz

Das Recht zu schweigen

Ich hatte, zusammen mit meinem Sohn, meine Eltern in der Schweiz besucht und stieg in Basel in den Zug nach Amsterdam. In unserem Coupé stiessen wir auf feindliche Stille. Der Mann am Fenster schaute uns sehr unfreundlich an und grüsste nicht. Er unterhielt sich gelegentlich mit seinem etwa zehnjährigen Sohn, aber wenn ich zum Beispiel fragte, ob es störe, wenn ich die Türe zum Gang öffnete, bekam

ich nur ein «Hmm» als Antwort. Ich fand es schade, denn unsere Buben waren im gleichen Alter und hätten zusammen Halma spielen können. Als der Vater schlief, kam der Bub zu uns in den Gang, wo wir gerade zum Fenster hinausschauten. Ganz vorsichtig begann ich ein wenig mit ihm zu reden, über Schule, Ferien, Schweiz, Holland. Plötzlich brach das Gewitter über uns herein und liess unser Gespräch verstummen. Der Vater war erwacht, und der Bub musste augenblicklich zurück auf seinen Platz. «Du hast hier ein Fenster», schimpfte der Mann. Dann herrschte stundenlang Schweigen. Ich fühlte mich wie ein Kind, das während der Schulstunde beim Plaudern ergrappt worden ist. Was hatte der Mann? Hasste er die ganze Welt? Oder hasste er vielleicht alle Frauen? Ein Mensch hat das Recht zu schweigen. Aber so? Ich kenne einige Menschen, die wenig reden. Aber sie schweigen freundlich. Dieses Schweigen glich einer Kriegserklärung.

Wehmütig dachte ich an andere Reisen. Einmal hatte ich drei Buben in meiner Obhut, meinen eigenen und zwei Brüder, die mich für die Reise einfach «adoptiert» hatten. Spielkarten, Würfel und Schachfiguren flogen mir um die Ohren, und alle zwei Minuten bot uns der Benjamin etwas zu essen an. Die Mutter hatte den beiden Proviant eingepackt, der bis Wladiwostock gereicht hätte! Der jüngere Bub ass ununterbrochen von Basel bis Offenburg, und niemand konnte ihn bremsen. Erst als sein Magen protestierte, wurde er sehr still.

Auch zwei lebhafte Damen, ausgerüstet mit Thermoskrug und Semmeln, reisten einmal mit

uns. Je mehr Kaffee sie getrunken hatten, desto farbiger wurden die Geschichten, die sie erzählten. Es sei in diesem Zug einmal eine Frau ermordet worden. Gute Reise, dachte ich, Mord im Loreley-Express. Mich fror ein wenig. Die beiden trösteten und bemühten einen jungen Mann, der in Rom buchstäblich bis aufs Hemd ausgeraubt worden war. Er hatte nichts mehr, nur noch die notwendigsten Kleider. Ihm schmeckte der Kaffee besonders gut. Ein anderer junger Mann schrieb seit einer Stunde. Es war ein Amerikaner, der Europa in acht Tagen «machte». Nur schade, dass er ausgerechnet den schönsten Teil der Strecke, dem Rhein entlang, verpasste!

Auf dieser Reise herrschte immer noch eine Stille, die ancheinend so unangenehm wirkte, dass sich niemand zu uns ins Coupé setzte. Beim Aussteigen sagte ich absichtlich sehr freundlich: «Guten Abend!» Nicht einmal ein «Hmm» bekam ich zur Antwort. Erika Monterie-Adam



1100 m ü.M.

Zwei Fliegen auf einen Schlag:
Gstaad my love
und
Alpina my love

Das gepflegte Haus in bevorzugter, ruhiger Lage.
Telefon 030/45725, Telex 922220

ECHO AUS DEM LESEKREIS

Weniger wert

(Echo Nebelpalster Nr. 14)

Eingefleischte Frauenrechtlerin antwortet Frau Heidi:

1. «Man» versteht unter Gleichberechtigung verschiedenes.
2. «Muss»?

Ich verstehe darunter: gleiche Rechte in der Familie, bei der Arbeit, im Staat – siehe Bundesverfassung, Artikel 4bis. Gleiche Pflichten auf allen diesen Ebenen, selbstverständlich! Das heisst zum Beispiel:

– Frau und Mann tragen gemeinsam die Verantwortung für den Broterwerb, halb und halb.

– Sie teilen Hausarbeit und Kinderpflege zu gleichen Teilen.

– Beide haben die Möglichkeit, sich politisch zu engagieren und/oder ausserhäusliche Hobbies zu pflegen ...

Was soll das alles? Wenn sie sich wie wirkliche Partner verhalten und als Partner miteinander umgehen, in allen Belangen, so ist das Gleichberechtigung in meinen Augen.

Ich bin entsetzt über diesen Brief. Ich lese darin so viel verinnerlichtes Gefühl der fraulichen «Etwas-weniger-Wertigkeit». Und das tut mir weh!

Mit freundlichen Grüßen

A. Disqué